Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

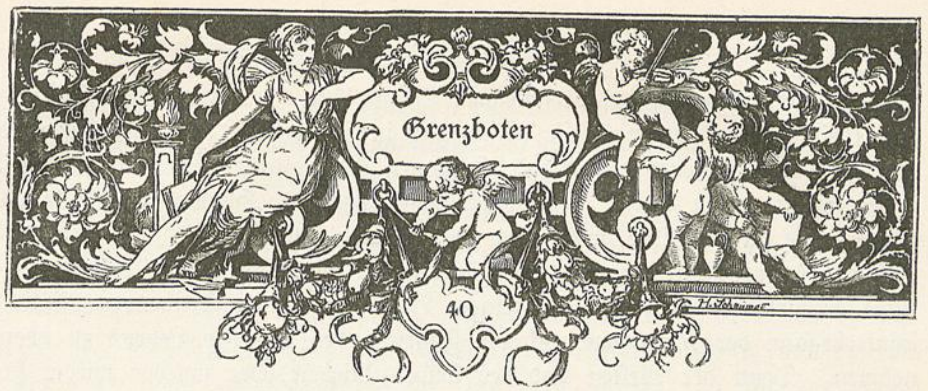
Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Kronprinz Friedrich und Ernst Curtius

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library



Kronprinz Friedrich und Ernst Curtius

Von Otto Kaemmel

Zu den merkwürdigsten Zügen der deutschen Geschichte gehört es doch, daß sich die geistige und die politisch-militärische Entwicklung so oft auf ganz verschiednen Schauplätzen vollzogen, ganz verschiedne Brennpunkte gehabt hat. In früher und stärker zentralisierten Völkern fallen diese zusammen. Paris war von jeher das politische wie das geistige Zentrum erst Nordfrankreichs, dann ganz Frankreichs, und in England gilt für London dasselbe; ein Dichter wie Shakespeare wäre nirgends sonst in England denkbar. Auch Rom ist dem Ansehen nach immer die Hauptstadt Italiens und oft genug ein geistiges Zentrum gewesen. Wenn es in Deutschland ganz anders ist, wenn sich hier lange weder ein großer politischer Mittelpunkt gebildet hat noch ein festes ständiges Zentrum für die geistige Kultur, so ist das ebensogut das Ergebnis des unsteten Ganges unsrer Geschichte und unsrer späten politischen Einigung, wie ein Grund für diese Verzögerung. Vor den erst spät erworbnen Kolonialländern im Osten behauptete der altdeutsche Westen bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein in jeder Beziehung den Vorrang. Das Rheinland im weitesten Sinne des Worts, Schwaben, Franken und Lothringen, ist mit Niedersachsen und Thüringen zusammen das mittelalterliche Kaiserland, der Schauplatz der großen politischen Machtbildungen und zugleich der reichsten Kulturentwicklung. Von den Kolonialländen steht ihm nur das schöne Österreich ebenbürtig zur Seite, weil es schon seit dem neunten und dem zehnten Jahrhundert deutsch geworden war. Der Nordosten kam nur in der bildenden Kunst dem Westen einigermaßen nahe; die mittelalterliche Dichtung trieb dort nur spärliche und späte Blüten — dem wanderfrohsten der süddeutschen Sänger, Walter von der Vogelweide, erschien das niederlausitzische Kloster Dobrilugk als eine ultima Thule, an die er nur mit Schaudern dachte —, und auch später haben weder die Hansa noch der deutsche Ordensstaat in Preußen eine ihrer Bedeutung würdige Geschichtsschreibung hervorgebracht; dafür hatten diese harten Geschäftsleute und Krieger weder Zeit, noch Geschick, noch Bedürfnis. Aber in den spätern Jahrhunderten des Mittelalters zerfiel Westdeutschland politisch, die großen Territorialmächte entstanden alle im kolonialen Osten, Kultur, Fortschritt und staatliche Ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

wicklung vollzogen sich auf verschiednen Schauplätzen. Erst mit der Stiftung von Universitäten, deren älteste bekanntlich in Prag 1348 als ein Gegenbild von Paris für Osteuropa entstand, begannen die Kolonialländer am geistigen Leben einen regern Anteil zu nehmen, aber noch der Humanismus und die Renaissance fanden ihre wichtigsten Pflegstätten im Westen, und erst mit Luthers Reformation, die unter dem Schutze des ostdeutschen Territorialfürstentums emporkam und zuerst auf seinem Boden eine neue Kirchenorganisation schuf, begann der Nordosten auch die Führung des geistigen Lebens zu übernehmen. Denn der Westen und der Süden blieben oder wurden wieder katholisch, sie gerieten also unter den Einfluß einer jetzt wesentlich vom romanischen Geiste bestimmten Kulturmacht, während diesem im mittelalterlichen Katholizismus der germanische Geist ein starkes Gegengewicht geboten hatte, und sie verloren somit die Fähigkeit, die frühere Führung zu behaupten, denn „das Mark des germanischen Geistes wurde protestantisch." Hatte die poetische Literatur des sechzehnten Jahrhunderts noch in Süddeutschen ihre meisten Vertreter, in süddeutschen Städten ihre wichtigsten Pflegstätten gefunden, so traten jetzt Obersachsen und Schlesien in den Vordergrund, und Dresden wurde seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine vorgeschobne Kolonie des Südens, die Hauptstadt der Kunst in Deutschland. Politische Machtbildung und Kulturpflege schienen sich wieder auf demselben Schauplatze zu vereinigen.

Doch war das wieder nicht von Dauer. Ansehnlich vergrößert war Kursachsen aus dem Dreißigjährigen Kriege hervorgegangen, aber im Kampfe um das längst umstrittne Erzstift Magdeburg, dessen Besitz den Elblauf, die wichtigste Handelsstraße Ostdeutschlands, bis an die Havelmündung in seine Hände gebracht haben würde, war es dem bis dahin viel schwächern Brandenburg unterlegen, und indem es den ständischen Staat fast unverändert bestehn ließ, trat es auch an innerer Kraft hinter dem zu straffer Zentralisation aufstrebenden Nachbarstaate politisch allmählich zurück. Der Kulturvorrang blieb ihm noch lange, bis zum Siebenjährigen Kriege. Was in Brandenburg unter dem Großen Kurfürsten und dem ersten Könige Friedrich an Kultur aufblühte, das war erst holländisch, später französisch; nur die Universität Halle, 1694 als Konkurrenzanstalt neben den kursächsischen Hochschulen Leipzig und Wittenberg gegründet, vertrat kraftvoll neue Richtungen der deutschen Wissenschaft. Seit Friedrich Wilhelm dem Ersten prägte sich dann in Preußen das absolutistisch-militärische Wesen zu schroffer Einseitigkeit aus, und wenn auch Friedrich der Große die umfassendsten geistigen Interessen hatte, dem deutschen Kulturleben stand er doch in seiner durch und durch französischen Bildung ganz fern. So wurde für Jahrzehnte Weimar, nicht Berlin, die geistige und literarische Hauptstadt Deutschlands, nicht durch eine dieser kleinen thüringischen Landstadt etwa innewohnende besondre geistige Kraft, sondern durch die großen Männer, die ein hochherziger Fürst dort versammelt hielt, gerade wie Wittenberg nur durch Luther und Melanchthon, nicht durch sich selbst die Hauptstadt der Reformation geworden ist. Diese nüchterne, prosaische, hart politisch-militärische Art des preußischen Staats, die für die übrigen tatsächlich staatlosen, unpolitischen, weltbürgerlichen Deutschen viel mehr Abstoßendes als Anziehendes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hatte, blieb auch unter Friedrich Wilhelm dem Dritten zunächst unverändert, und sogar die Königin Luise war so ganz französisch gebildet, daß sie meist französisch schrieb und erst später Schiller kennen lernte. Erst in der Notzeit nach 1806, als die für unübertrefflich geltende Staatsordnung Friedrichs des Großen morsch zusammengebrochen war, begann die deutsche Geisteskultur stärker auf das preußische Wesen einzuwirken; die Gründung der Universität Berlin 1810 gab ihr einen neuen, großen Mittelpunkt, und die junge Romantik fand in Berlin einen ihrer wichtigsten Schauplätze. Noch unter Friedrich Wilhelm dem Dritten erwuchs es dann zur Hauptstadt der deutschen Plastik, da ihr preußische Männer und Taten die würdigsten Gegenstände lieferten, und mit Friedrich Wilhelm dem Vierten bestieg der erste König den preußischen Thron, bei dem das Kulturinteresse den politisch-militärischen Geist sogar überwog. Wie ungünstig diese Richtung seine Politik und damit die Geschichte Deutschlands beeinflußt hat, ist oft genug gesagt worden; aber es ist ungerecht, darüber zu vergessen, daß in dieser Verbindung des preußischen Königtums mit hoher geistiger Bildung auch ein großer Fortschritt, eine spezifisches Preußentum und deutsche Geisteskultur verschmelzende Kraft gelegen hat.

In seinem jüngern Bruder und Nachfolger, dem Prinzen Wilhelm, kam das Wesen des Vaters, der nüchterne Wirklichkeitssinn, das Übergewicht der politisch-militärischen Neigung und Begabung wieder mehr zur Geltung, und doch hat Kaiser Wilhelm hundertmal bewiesen, daß er, wie er sich in jede neue Aufgabe mit merkwürdiger Anpassungsfähigkeit hineinzufinden wußte, so auch für jede an ihn herantretende große Kulturfrage Interesse und Verständnis hatte. Inwieweit dabei seine Gemahlin Augusta eingewirkt hat, ist nicht immer zu sagen; fest steht, daß diese Prinzessin von Sachsen-Weimar, die Enkelin Karl Augusts, mit vollem Bewußtsein die ästhetisch-literarische, die freie, humane Bildung der klassischen Literaturperiode am preußischen Hofe vertreten und in diesem Sinne auf die Erziehung ihres Sohnes Friedrich maßgebend eingewirkt hat. Bisher gab es darüber nur sehr fragmentarische Nachrichten. Erst der jüngst veröffentlichte Briefwechsel von Ernst Curtius, eine der reichsten und schönsten Publikationen dieser Art, die wir haben,*) gewährt uns einen vollen Einblick in diese Beziehungen und nicht zum wenigsten in die wichtige Rolle, die Augusta dabei gespielt hat. Darin vor allem liegt ihre historische Bedeutung, ihre positive Leistung, nicht in dem zähen Kampfe, den sie fast vierzig Jahre lang gegen die Politik Bismarcks geführt hat, und der eine gerechte Würdigung ihres Wesens so lange gehindert hat, noch heute hindert und so lange hindern wird, bis sich aus Überschwenglichkeit und Haß eine wirklich historische Anschauung unsrer jüngsten Vergangenheit erhoben haben wird.**)

*) Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von Friedrich Curtius. Mit einem Bildnis. Berlin, J. Springer, 1902. X und 714 Seiten. Vgl. Nr. 10 und 11 der Grenzboten vom 5. und 12. März d. J.

**) Eine zusammenfassende Darstellung mit Benutzung aller zugänglichen Quellen, die natürlich noch höchst unvollständig sind, hat mit unbefangnem Urteil Hermann von Petersdorff versucht: Kaiserin Augusta. Sonderabdruck aus der Allg. Deutschen Biographie, 46. Band. Leipzig, Duncker und Humblot, 1900. 116 Seiten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geboren am 30. September 1811 in Weimar als jüngere Tochter des damaligen Erbprinzen Karl Friedrich und der stolzen russischen Großfürstin Maria Pawlowna wuchs Augusta noch unter den Augen ihres Großvaters Karl August und Goethes auf, der sich auf den Wunsch der Mutter viel um ihre Erziehung kümmerte. In der ziemlich vielseitigen Bildung, die natürlich früh auch das Französische pflegte und dafür bei ihr eine lebhafte Vorliebe erweckte, sodaß sie es auch mit ihrem Bruder, dem spätern Großherzog Karl Alexander, immer gern sprach, übten besondern Einfluß der Hellenist Hand aus Jena und der Konsistorialrat Horn mit seinem ganz und gar rationalistischen Religionsunterricht. Zeichnen, Malen und Musik weckten zeitig das Interesse für die Kunst. Dagegen scheinen die ältern historischen Überlieferungen des Ernestinischen Hauses keine besondre Bedeutung für ihre Auffassung gewonnen zu haben, wie diese Überlieferungen denn für das in Weimar gepflegte allgemein menschliche Bildungsideal auch ziemlich gleichgiltig und für das Herrscherhaus, das im Kampfe für das Luthertum Kurwürde und Land verloren hatte, nicht eben erfreulich waren. Die Mutter hielt ihrerseits auf Gewöhnung an ein strenges Zeremoniell, erweckte aber in der Tochter auch ihren eignen gemeinnützigen Sinn. Wohl daraus ergab sich für diese das Interesse für die heilige Elisabeth und für die Wartburg, woran die Erinnerung an Luthers dortigen Aufenthalt kaum einen Anteil hatte. Dagegen blieb die eifrig russische Gesinnung der Mutter und ein längerer Aufenthalt in St. Petersburg 1824/25 ohne Einfluß auf Augusta, sie zeigte früh sogar eine entschiedne Abneigung gegen alles Russische und Hinneigung zu England, dem Musterlande parlamentarischer Verfassung, die im Großherzogtum Sachsen-Weimar soeben — 1816 — eine bescheidne Nachbildung gefunden hatte. Mehr und mehr lernte die junge Fürstin zu Goethe und Herder als den höchsten Vertretern echter edler Menschenbildung aufsehen, aber von der unbefangen sachlichen Auffassung, die Goethe gegenüber den Dingen allezeit bewahrte, blieb sie immer fern; sie neigte eher zu Herders leidenschaftlich-tendenziöser Beurteilung, so nahe sie Goethe persönlich stand. Mit ihrer Einsegnung am 21. August 1827 und einer Reise nach Italien fand ihre Bildung einen äußerlichen Abschluß. Schön und stattlich, von vornehmer Zurückhaltung, erschien sie in diesen Jahren scharfen Beobachtern wie Wilhelm und Alexander von Humboldt als ein fester und selbständiger Charakter von lebendigem und durchdringendem Geist, und Goethe rühmt an ihr, sie sei „so bedeutend als liebenswürdig" und verbinde „frauenzimmerliche und prinzeßliche Eigenschaften auf vollkommne Weise."

Es war ihr nicht vergönnt, Herz und Neigung frei zu verschenken, und der Mann, zu dessen Gemahlin sie von beiden Höfen bestimmt wurde, Prinz Wilhelm von Preußen, hatte seine tiefe Herzensneigung zu Elisabeth Radziwill dem Willen des Vaters und dem Staatsinteresse opfern müssen, um eine zweifellos ebenbürtige Ehe zu schließen, nachdem sein jüngerer Bruder Karl schon die ältere Schwester Maria heimgeführt hatte. Augusta war sich über ihre Lage völlig klar; „ich weiß, was ich dem Prinzen zu ersetzen habe," sagte sie damals; sie hat es sehr bald über sich gewonnen, mit der Prinzessin Elisabeth in ein unbefangen freundschaftliches Verhältnis zu treten. Am

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

25. Oktober 1828 wurde sie mit dem Prinzen Wilhelm versprochen, am 7. Juni 1829, dem Pfingstsonntage, trat sie mit ihm die Reise in die neue Heimat an, am 11. Juni wurde das Paar in Berlin getraut. Begreiflicherweise beruhte das Verhältnis beider mehr auf freundschaftlicher Hochachtung als auf inniger Neigung, aber tadellos ist es immer geblieben, so verschieden die schlichte, feste, soldatische Natur des Prinzen von dem geistvollen, vielseitigen, lebendigen, ja leidenschaftlichen Wesen seiner jungen Gemahlin war.

Es entsprach vor allem ihren Neigungen, wenn sie sich in dem ehemaligen Tauentzienschen Hause unter den Linden, dem einfachen alten Schwedter Palais, durch einen vom König freigebig geförderten Umbau (1835/37) stattlich einrichteten und sich für den Sommer an den lieblichen Ufern der Havel in Schloß Babelsberg auf dem „Babertsberge," wo einst Prinz Wilhelm seine erste Schanze gebaut hatte, ein reizendes, behagliches Heim im englischen Tudorstil schufen (1834/35). In diesen Räumen bewegte sich das rege geistige Leben, zu dessen Mittelpunkt sich Augusta alsbald zu machen bemüht war. Die Historiker Raupach und Raumer, der Philolog Böckh, die beiden Brüder Humboldt, die Maler Philipp Veit und Begas, der liberale General von Boyen gehörten zu ihrer bevorzugten Umgebung. Den größten Einfluß unter ihnen übte immer Alexander von Humboldt auf sie; in ihm sah sie den Vertreter ihrer Herderschen Jugendideale. Aber auch mit mediſanten und geistreichen Spöttern wie Varnhagen und Fürst Hermann von Pückler auf Muskau scheute sie sich nicht zu verkehren. Um geistige Interessen in der höhern Gesellschaft überhaupt zu fördern, veranlaßte sie Raumer und den Naturforscher Lichtenstein zur Gründung des „Wissenschaftlichen Vereins."

Mit dem Tode des Königs 1840 trat auch für sie eine bedeutsame Wendung ein. Als Gemahlin des Thronfolgers begann sie sich mehr als bisher mit Politik zu beschäftigen und geriet dadurch bald in Opposition zu der um Friedrich Wilhelm den Vierten herrschenden romantisch-christlich-germanischen Richtung, die es nicht über sich gewinnen konnte, dem immer stärker und allgemeiner auftretenden Verlangen nach einer konstitutionellen Verfassung rechtzeitig zu entsprechen. Denn sie schwamm völlig im Fahrwasser des damaligen französierenden Liberalismus; sie begünstigte deshalb im Widerspruch mit dem Hofe die Orléans, sie machte aus ihrer steigenden Abneigung gegen Rußland kein Hehl und sah mehr und mehr in England, das sie 1846 zum erstenmal besuchte, die Macht, an die sich Preußen anlehnen müsse. Ihr preußisches Staatsgefühl war niemals sehr stark; mehr als die Erwerbung größerer Macht durch militärisch-politische Mittel strebte sie eine freiheitliche Gestaltung im Innern an und begeisterte sich daneben in ähnlich unbestimmter Weise wie ihr Schwager, der König, der zuerst Christ, dann Deutscher und ganz zuletzt Preuße war, für die deutsche Einheit. Danach wählte sie sich damals ihre Umgebung: Christian Josias von Bunsen, Rudolf von Auerswald, Alexander von Schleinitz, den vertrauten Vertreter ihrer Politik, daneben französische Halbdeutsche wie Pourtalès und Perponcher. Seitdem sie die Kur in Homburg vor der Höhe regelmäßig brauchen mußte, wurde sie auch in der nahen Rheinprovinz heimisch und verkehrte da gern mit katholischen Prälaten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ihren Einfluß auf den Gemahl hat man damals wie später oft weit überschätzt; sie äußerte einmal zu Anfang des Jahres 1845, man solle nicht glauben, daß sie auf ihren Mann wirken könne; wenn er von etwas durchdrungen sei, vermöge ihn niemand davon abzubringen. In der Ablehnung der unklaren königlichen Politik waren beide einig, aber aus ganz verschiednen Gründen.

In einem, im wichtigsten Punkte, ließ der Prinz seiner Gemahlin fast ganz freie Hand, in der Erziehung ihres einzigen Sohnes (geboren am 18. Oktober 1831), des Prinzen Friedrich,*) wie er sich selbst am liebsten genannt hat und von seiner nächsten Umgebung auch immer genannt worden ist. Es wird wenige Mütter gegeben haben, die ihre Aufgabe so ernst und so tief aufgefaßt haben, wie Prinzessin Augusta. „Die Aufgabe jeder Erziehung, schrieb sie einmal an A. von Roon, den damaligen Gouverneur ihres Neffen, des Prinzen Friedrich Karl, ist, den Menschen dem Menschen entgegenzubilden, und der Mensch in dieser höchsten Auffassung des Ausdrucks tut in jetziger Zeit in den fürstlichen Häusern not, da der persönliche Wert eine Hauptstütze ihrer Macht geworden ist." „Preußische Prinzlichkeit in deutsche Fürstlichkeit" zu verwandeln, bezeichnete sie in demselben Briefe als die Aufgabe der Erziehung ihres Sohnes. Wer erkennt in solchen merkwürdigen Sätzen nicht die Schülerin Goethes und Herders! Seit 1834 vertraute sie den Knaben zunächst weiblichen Händen an, der Frau Godet aus Neufchatel, die ihm zugleich das Französische beibrachte; auch mit dem Englischen und sogar mit dem Lateinischen wurde früh ein Anfang gemacht; die Elementarfächer vertrat der Lehrer Ernst. Daß das Militärische nicht zu kurz komme, dafür sorgte nach hohenzollernscher Tradition der Vater. Der Form nach trat Prinz Friedrich schon am 8. Oktober 1838 ins Heer ein als Grenadier im zweiten Bataillon des ersten Gardelandwehrregiments, zugleich begann die militärische Ausbildung, und schon am 22. März 1839 machte er dem Vater zu dessen Geburtstage eine korrekte militärische Meldung. Im Herbst 1838 übernahm auch der Oberst von Unruh das Amt des Erziehers, der Theolog Frédéric Godet den Unterricht in den wissenschaftlichen Hauptfächern; die Ausbildung in Musik, Tanz, Turnen und Fechten, sowie die Erlernung der Buchdruckerei und des Tischlerhandwerks kamen hinzu. Am 18. Oktober 1841 wurde der Prinz zum Leutnant befördert, am 24. Oktober stand er zum erstenmal bei einer Parade in Potsdam in Reih und Glied. An seine Erzieher und Lehrer schloß er sich herzlich an, und beide, namentlich Unruh, begegneten ihm in freier, ganz menschlicher Weise ohne eine Spur von Devotion.

Als nun Godet ein kirchliches Amt in seiner Heimat übernehmen wollte, und die Prinzessin einen Nachfolger wählen mußte, wurde sie durch den glänzenden Vortrag, den Ernst Curtius am 10. Februar 1844 für den von ihr begründeten „Wissenschaftlichen Verein" in der Singakademie vor ihr und einem ausgewählten Publikum über die Akropolis hielt, auf den jungen Ge-

*) Vgl. Margaretha von Poschinger, Kaiser Friedrich. I. Berlin, 1899. Ein Buch, das reiches, teilweise noch unbekanntes Material in loser Aneinanderreihung und ohne jeden Versuch zu wirklicher Darstellung bringt. Eine solche hat u. a. Martin Philippson in seiner Schrift „Friedrich der Dritte" (Berlin, 1893) vom Standpunkte der Fortschrittspartei aus gegeben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lehrten aufmerksam gemacht. Das war ein Mann, der, weit entfernt von trockner, weltfremder Gelehrsamkeit, nach dem Grundsatz handelte: „Das Beste und Schönste jeder Wissenschaft muß doch einmal Gemeingut werden," der nicht nur aus Büchern, sondern aus eigner lebendiger Anschauung die Welt des alten Griechentums kannte und sie in sich wie in andern lebendig zu machen verstand, ein geistvoller und begeisternder Lehrer, weltkundig und weltgewandt, jugendlich frisch und fröhlich, ein echter Humanist, kein unbeholfner Stubenhocker, und dabei ein Mann von tiefer Empfindung, jedenfalls sehr viel mehr als eine „irenische, schöngeistige Persönlichkeit," wie ihn Petersdorff sehr oberflächlich charakterisiert. Schon im März sah Augusta ihn bei sich zu Tisch, im Juni ließ sie ihn durch den General von Unruh fragen, ob er den weitern Unterricht ihres Sohnes, der lange „mit trocknem Elementarunterricht geplagt" worden sei, in den klassischen Sprachen übernehmen wolle, er scheine gerade der rechte Mann dazu zu sein; als er das nicht geradezu ablehnte, stellte ihm Unruh am 12. Juli den Antrag, die Stelle des Gouverneurs zu übernehmen, also seine akademische Tätigkeit vorläufig aufzugeben. Nach einer Woche innern Kampfes nahm er an, denn er fühlte, „daß er gar kein Recht habe, seine Kraft zu verweigern, hinter den Büchern zu sitzen, wenn das volle große Leben ruft." Am 18. August meldete er sich in Homburg bei seiner „holden Gebieterin," am 28. Oktober trat er, von einer wissenschaftlichen Reise aus Paris heimgekehrt, sein Amt an (seit dem 6. November mit dem Professortitel). Es hatte am Hofe nicht an Widerspruch gegen seine Berufung gefehlt; die einen nahmen an dem Nichtpreußen Anstoß, die andern tadelten, daß man einem „Zivilisten" soviel Einfluß auf den künftigen Thronfolger einräume. Wenn nun solche Einwände auf die Prinzessin gar keinen Eindruck machten, so war auch Prinz Wilhelm weit davon entfernt, ihnen Gewicht beizulegen, denn er ist niemals ein „Stockpreuße" gewesen.

Von der Prinzessin empfing Curtius gleich in Homburg den besten Eindruck. „Jung und schön und geistvoll, schrieb er am 19. August unmittelbar nach der Begegnung, war sie am Weimarischen Hofe verzogen, und verwöhnt trat sie in ihre nun so wichtige Stellung ein. Nachdem ihr der Rausch der ersten Jugendfreude verflogen — ist es ernster und ernster in ihr geworden. Die unendlichen Schwierigkeiten, mit denen in unsrer Zeit die Stellung der Fürsten, namentlich der preußischen, verknüpft ist, sind ihr nahe getreten, und wer will es ihr verargen, wenn die Angst vor der dunkeln Zukunft die freudige Hoffnung meist überwiegt. Um sich selbst ist sie wenig besorgt, und ich glaube, der Gedanke, ob und wann sie die Krone empfangen werde, beschäftigt sie wenig. Aber ihre Lebensfrage ist die Erziehung ihres Sohnes. Daß der stark an Geist und Leib aufwachse, um den ungeheuern Aufgaben der Zeit entgegentreten zu können, das ist der Gegenstand ihrer Gedanken unablässig, sie lebt ganz in der Zukunft ihres Sohnes, sie selbst sucht und wählt für ihn, und es ist ihr reines, persönliches Vertrauen, das die Leitung und Vollendung dieser Erziehung in meine Hände legt." Gegenüber Unruh, der gelegentlich, wie auch die Prinzessin selbst betonte, der Prinz müsse das und das „können," hielt Curtius unerschütterlich an dem humanistischen Bildungsideale fest, das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ihren Einfluß auf den Gemahl hat man damals wie später oft weit überschätzt; sie äußerte einmal zu Anfang des Jahres 1845, man solle nicht glauben, daß sie auf ihren Mann wirken könne; wenn er von etwas durchdrungen sei, vermöge ihn niemand davon abzubringen. In der Ablehnung der unklaren königlichen Politik waren beide einig, aber aus ganz verschiednen Gründen.

In einem, im wichtigsten Punkte, ließ der Prinz seiner Gemahlin fast ganz freie Hand, in der Erziehung ihres einzigen Sohnes (geboren am 18. Oktober 1831), des Prinzen Friedrich,*) wie er sich selbst am liebsten genannt hat und von seiner nächsten Umgebung auch immer genannt worden ist. Es wird wenige Mütter gegeben haben, die ihre Aufgabe so ernst und so tief aufgefaßt haben, wie Prinzessin Augusta. „Die Aufgabe jeder Erziehung, schrieb sie einmal an A. von Roon, den damaligen Gouverneur ihres Neffen, des Prinzen Friedrich Karl, ist, den Menschen dem Menschen entgegenzubilden, und der Mensch in dieser höchsten Auffassung des Ausdrucks tut in jetziger Zeit in den fürstlichen Häusern not, da der persönliche Wert eine Hauptstütze ihrer Macht geworden ist." „Preußische Prinzlichkeit in deutsche Fürstlichkeit" zu verwandeln, bezeichnete sie in demselben Briefe als die Aufgabe der Erziehung ihres Sohnes. Wer erkennt in solchen merkwürdigen Sätzen nicht die Schülerin Goethes und Herders! Seit 1834 vertraute sie den Knaben zunächst weiblichen Händen an, der Frau Godet aus Neufchatel, die ihm zugleich das Französische beibrachte; auch mit dem Englischen und sogar mit dem Lateinischen wurde früh ein Anfang gemacht; die Elementarfächer vertrat der Lehrer Ernst. Daß das Militärische nicht zu kurz komme, dafür sorgte nach hohenzollernscher Tradition der Vater. Der Form nach trat Prinz Friedrich schon am 8. Oktober 1838 ins Heer ein als Grenadier im zweiten Bataillon des ersten Gardelandwehrregiments, zugleich begann die militärische Ausbildung, und schon am 22. März 1839 machte er dem Vater zu dessen Geburtstage eine korrekte militärische Meldung. Im Herbst 1838 übernahm auch der Oberst von Unruh das Amt des Erziehers, der Theolog Frédéric Godet den Unterricht in den wissenschaftlichen Hauptfächern; die Ausbildung in Musik, Tanz, Turnen und Fechten, sowie die Erlernung der Buchdruckerei und des Tischlerhandwerks kamen hinzu. Am 18. Oktober 1841 wurde der Prinz zum Leutnant befördert, am 24. Oktober stand er zum erstenmal bei einer Parade in Potsdam in Reih und Glied. An seine Erzieher und Lehrer schloß er sich herzlich an, und beide, namentlich Unruh, begegneten ihm in freier, ganz menschlicher Weise ohne eine Spur von Devotion.

Als nun Godet ein kirchliches Amt in seiner Heimat übernehmen wollte, und die Prinzessin einen Nachfolger wählen mußte, wurde sie durch den glänzenden Vortrag, den Ernst Curtius am 10. Februar 1844 für den von ihr begründeten „Wissenschaftlichen Verein" in der Singakademie vor ihr und einem ausgewählten Publikum über die Akropolis hielt, auf den jungen Ge-

*) Vgl. Margaretha von Poschinger, Kaiser Friedrich. I. Berlin, 1899. Ein Buch, das reiches, teilweise noch unbekanntes Material in loser Aneinanderreihung und ohne jeden Versuch zu wirklicher Darstellung bringt. Eine solche hat u. a. Martin Philippson in seiner Schrift „Friedrich der Dritte" (Berlin, 1893) vom Standpunkte der Fortschrittspartei aus gegeben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lehrten aufmerksam gemacht. Das war ein Mann, der, weit entfernt von trockner, weltfremder Gelehrsamkeit, nach dem Grundsatz handelte: „Das Beste und Schönste jeder Wissenschaft muß doch einmal Gemeingut werden," der nicht nur aus Büchern, sondern aus eigner lebendiger Anschauung die Welt des alten Griechentums kannte und sie in sich wie in andern lebendig zu machen verstand, ein geistvoller und begeisternder Lehrer, weltkundig und weltgewandt, jugendlich frisch und fröhlich, ein echter Humanist, kein unbeholfner Stubenhocker, und dabei ein Mann von tiefer Empfindung, jedenfalls sehr viel mehr als eine „irenische, schöngeistige Persönlichkeit," wie ihn Petersdorff sehr oberflächlich charakterisiert. Schon im März sah Augusta ihn bei sich zu Tisch, im Juni ließ sie ihn durch den General von Unruh fragen, ob er den weitern Unterricht ihres Sohnes, der lange „mit trocknem Elementarunterricht geplagt" worden sei, in den klassischen Sprachen übernehmen wolle, er scheine gerade der rechte Mann dazu zu sein; als er das nicht geradezu ablehnte, stellte ihm Unruh am 12. Juli den Antrag, die Stelle des Gouverneurs zu übernehmen, also seine akademische Tätigkeit vorläufig aufzugeben. Nach einer Woche innern Kampfes nahm er an, denn er fühlte, „daß er gar kein Recht habe, seine Kraft zu verweigern, hinter den Büchern zu sitzen, wenn das volle große Leben ruft." Am 18. August meldete er sich in Homburg bei seiner „holden Gebieterin," am 28. Oktober trat er, von einer wissenschaftlichen Reise aus Paris heimgekehrt, sein Amt an (seit dem 6. November mit dem Professortitel). Es hatte am Hofe nicht an Widerspruch gegen seine Berufung gefehlt; die einen nahmen an dem Nichtpreußen Anstoß, die andern tadelten, daß man einem „Zivilisten" soviel Einfluß auf den künftigen Thronfolger einräume. Wenn nun solche Einwände auf die Prinzessin gar keinen Eindruck machten, so war auch Prinz Wilhelm weit davon entfernt, ihnen Gewicht beizulegen, denn er ist niemals ein „Stockpreuße" gewesen.

Von der Prinzessin empfing Curtius gleich in Homburg den besten Eindruck. „Jung und schön und geistvoll, schrieb er am 19. August unmittelbar nach der Begegnung, war sie am Weimarischen Hofe verzogen, und verwöhnt trat sie in ihre nun so wichtige Stellung ein. Nachdem ihr der Rausch der ersten Jugendfreude verflogen — ist es ernster und ernster in ihr geworden. Die unendlichen Schwierigkeiten, mit denen in unsrer Zeit die Stellung der Fürsten, namentlich der preußischen, verknüpft ist, sind ihr nahe getreten, und wer will es ihr verargen, wenn die Angst vor der dunkeln Zukunft die freudige Hoffnung meist überwiegt. Um sich selbst ist sie wenig besorgt, und ich glaube, der Gedanke, ob und wann sie die Krone empfangen werde, beschäftigt sie wenig. Aber ihre Lebensfrage ist die Erziehung ihres Sohnes. Daß der stark an Geist und Leib aufwachse, um den ungeheuern Aufgaben der Zeit entgegentreten zu können, das ist der Gegenstand ihrer Gedanken unablässig, sie lebt ganz in der Zukunft ihres Sohnes, sie selbst sucht und wählt für ihn, und es ist ihr reines, persönliches Vertrauen, das die Leitung und Vollendung dieser Erziehung in meine Hände legt." Gegenüber Unruh, der gelegentlich, wie auch die Prinzessin selbst betonte, der Prinz müsse das und das „können," hielt Curtius unerschütterlich an dem humanistischen Bildungsideale fest, das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Grunde doch auch das der Mutter war, „er muß erst ein ganzer, voller Mensch werden, und dann meinetwegen ein brandenburgischer Prinz nach den Statuten des Hohenzollernhauses“ durch „allseitige Entwicklung und Lösung der Kräfte.“ Seinen fürstlichen Zögling, mit dem sein Altersgenosse Rudolf von Zastrow erzogen wurde, fand Curtius „weich, hingebend und anschmiegend, aber auch zu heftigen Aufwallungen hinneigend.“ Bald schloß er sich eng an den Erzieher an. „Der junge Prinz, schrieb dieser schon im November 1844, hat mir sein warmes, liebenswürdiges Herz mit großem Vertrauen entgegengetragen,“ und so schien sich mehr und mehr der Wunsch der Mutter zu erfüllen, daß ihm Curtius „ein Freund fürs Leben werde, an dem er zum Leben heranwachse.“ Er selbst fühlte sich am glücklichsten, „wenn ich im stillen Gespräche die Tiefen der jungen Seele erforsche, welche meiner Leitung anvertraut ist,“ und sein Bruder Georg, der sich zu Ostern 1846 in Berlin habilitierte, fand: „Sein (Ernsts) Verhältnis zu den Knaben ist ein herrliches, wirkliche, freie Liebe und Zuneigung von ihrer Seite.“ Curtius erteilte den Unterricht im Lateinischen und in andern humanistischen Fächern, auch in der griechischen Geschichte, in der übrigens der Kronprinz dem Lehrer wenig Freude gemacht zu haben noch als reifer Mann mehrmals reuevoll bekannte. Auf das Griechische verzichtete er aus Rücksicht auf den Betrieb andrer für einen Prinzen unentbehrlichen Gegenstände; aber „was an Ersatz geschafft werden konnte, wurde nicht verabsäumt, und da der Prinz eine angeborne Empfänglichkeit für Poesie hatte, so wurden ihm Homer sowie die Tragiker aus Übersetzungen nach und nach vertraut, und in der Geschichtserzählung Herodots spiegelte sich ihm die Welt des Altertums.“ In der Mathematik unterrichtete Professor Schellbach, in der neuern Geschichte Professor Heydemann, in der Kunstgeschichte Heinrich Strack, in der Geographie und in den militärischen Wissenschaften Hauptmann von Natzmer und Major Gerwien, in der Musik, für die der Prinz eine schöne Stimme mitbrachte, Reichardt. Die Mutter wohnte oft den Unterrichtsstunden bei, sogar den mathematischen, und sah Curtius täglich. Sie ertrug nicht nur, sondern sie verlangte von ihm absolute Freimütigkeit des Urteils, und dankte ihm, als er ihr am Jahrestage seines Eintritts, zu dem sie ihm ihre „innige Anerkennung“ ausgesprochen hatte, in einem Aufsatze seine Erfahrungen und seine Ansichten über die weitere Ausbildung auseinandersetzte und dabei offen auf manche schädlichen Einflüsse hinwies, die auch von der Mutter selbst ausgingen. Auch mit dem Prinzen Wilhelm hatte er oft längere Gespräche.

Der Schauplatz dieses Lebens war im Winter Berlin, in den Sommermonaten meist Babelsberg. Da boten der Besuch des Theaters, der Museen, der Künstlerateliers, vor allem bei Christian Rauch und Peter Cornelius, reiche Bildungsmittel. Für Ernst Curtius kamen zahlreiche Soireen und die Teeabende der Prinzessin, bei denen er oftmals den Vorleser machte, hinzu; er schwamm ganz und gar im vollen Strome dieses reichen geistigen Lebens. Um so wohler tat ihm dann im Sommer die ländliche Einsamkeit des stillen Babelsbergs, wo er mit den Knaben oft ganz allein war. Da wurde nach Herzenslust gebadet und gesegelt, ausgefahren und ausgeritten. Um den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Prinzen an weitern Umgang zu gewöhnen, veranlaßte Curtius zuweilen die Einladung bedeutender Männer, wie seines Bruders Georg, Emanuel Geibels, Christian Rauchs, Kurd von Schlözers und andrer mehr, zog Altersgenossen des Prinzen hinzu und veranstaltete im Winter, namentlich zu Fastnacht, gelegentlich kleine Theateraufführungen, für die Emanuel Geibel seinen „Meister Andrea" schrieb. Auch das Bohnenfest mit dem Prinzen als Bohnenkönig und seiner Schwester Luise als Bohnenkönigin wurde im Januar 1848 vor dem ganzen Hofe mit scherzhafter Pracht heiter gefeiert. „Ernst weiß doch alles möglich zu machen und dem Anschein nach etwas steife Verhältnisse mit der Würze der ungezwungensten Geselligkeit zu durchdringen," schrieb sein Bruder Georg bei einem solchen Anlaß. Weitere anregende Abwechslung brachten kleine Sommerreisen. Im Juli 1845 ging es über Stettin und Swinemünde nach Rügen, von da zur See nach Travemünde. In Lübeck führte Curtius seinen Zögling in seine eigne hochangesehene Familie, einen Typus lübischen Patriziertums ein; von da aus wurden Kiel, Ostholstein und Hamburg besucht. Im Sommer 1846 führte Curtius den Prinzen nach Schlesien und ins Riesengebirge, das damals für den preußischen Adel etwa die Stelle der Alpen als Sommeraufenthalt vertrat, auf dem Rückwege wurde Dresden besucht. So erlebte er die Freude, daß der Prinz sozusagen mehr und mehr „auftaute," sein unbeholfnes, schüchternes Wesen ablegte, daß er die Blicke auf sich zog, daß man „Festigkeit und Güte in ihm und seine Züge belebter" fand, auch Alexander von Humboldt.

Doch die Zeit wurde ernster. So wenig Curtius jemals wirklicher Politiker war, er war mit dem Leben des Königshauses und des Staates viel zu eng verwachsen, als daß er nicht den lebhaftesten innern Anteil an ihm genommen hätte. Von dem Augenblick an, wo er dem König als Universitätsprofessor Treue geschworen hatte, war er ein guter Preuße geworden und sah die Hoffnung Deutschlands in Preußen. „Es wird eine Zeit kommen, schrieb er schon im Dezember 1844 seinem Bruder Theodor, wo das Wohl des Vaterlandes abhängt von der Gesinnung des nichtpreußischen Deutschlands gegen den preußischen Staat." Und am 19. Mai 1845 äußerte er zu Heinrich Kruse: „Die Tat überall in ihrer Unmittelbarkeit ist das siegreiche Alexanderschwert, das alle Knoten des Lebensrätsels rasch auflöst"; er, der Gelehrte, schalt „den Götzendienst des tatlosen Gedankens," der die Universitäten durchdringe. Mit Stolz fühlte er sich „in einer Hauptstadt, in der die Geschichte gemacht wird," und tief ergriffen, im vollen Bewußtsein von der geschichtlichen Bedeutung des Augenblicks, wohnte er mit seinem Zögling am 11. April 1847 der feierlichen Eröffnung des Vereinigten Landtags bei. Aber mit Besorgnis sah er zugleich, wie weit die Sinnesart des Königs von dem abwich, was die große Mehrheit seines Volkes von ihm erwartete. „Es glaubt die Welt nicht mehr an das Königtum, für das er lebt und kämpft, und die geharnischte Rede gegen alles, was an Konstitution, Repräsentativverfassung und Charte erinnert, läuft allem, was die Zeit beseelt, zuwider. Täuscht mich nicht alles, so ist nach dieser Thronrede der Bruch größer als zuvor. Sie bot wenig Vermittlung und wenig Versöhnendes; sie stellte als Vollendung auf, was

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die meisten selbst als Anfang nicht wollten gelten lassen." Trotzdem schwärmte er keineswegs ohne weiteres für den Konstitutionalismus, überhaupt nicht für irgendwelches politische Prinzip. „Es ist nicht das Prinzip, das selig macht, schrieb er am 13. Februar 1848, sondern alles hängt davon ab, daß mit einer weit über den Parteien stehenden Weisheit die Entfaltung aller noch schlummernden oder gehemmten Kräfte sicher fortgeleitet wird." Das ungestüme Vorwärtsdrängen und die absprechende Beurteilung des schon Erreichten war seinem maßvollen Sinne gründlich zuwider. „Wir haben doch in Preußen die freiesten und geordnetsten Preßverhältnisse, die rückhaltloseste Anerkennung des persönlichen Verdienstes in allen Ständen und Altern, die sorgsamste Pflege aller höhern menschlichen Interessen ohne Beeinträchtigung der materiellen. Endlich, was das Wichtigste, die Regierung mit ihrem Haupte an der Spitze will nichts als weitere Entfaltung der staatlichen Einrichtungen, es besteht durchaus keine Starrheit, kein gehässiger Gegensatz."

Wenig Wochen später sollte er erleben, daß „der wahnsinnige Taumel, welcher von der Seine her unser Volk angesteckt hat," alles mit sich fortriß. Aus den stürmischen Wochen seit dem verhängnisvollen 18. März 1848 sind nur wenig kurze Briefe und einige Tagebuchnotizen von Ernst Curtius vorhanden, dafür entschädigen einige längere Briefe seines Bruders Georg. Denn Ernst wurde natürlich in das Schicksal der prinzlichen Familie mit hineingerissen. „In der Nacht des 18., schrieb er am 23. März, da Berlin zum Schlachtfelde wurde, wurden wir, die Familie des Prinzen von Preußen, obdachlos (durch die Wegnahme seines Palais als »Nationaleigentum«) und gelangten nur nach den abenteuerlichsten Kreuz- und Querzügen hierher nach Potsdam." Am 20. ging die Flucht weiter nach dem festen Spandau, am 21. fuhr der Prinz mit seiner Gemahlin nach der still verborgnen Pfaueninsel, wo er in den traurigsten Verhältnissen, als ein gehetzter Flüchtling, seinen 51. Geburtstag beging. Während er dann weiter über Hamburg nach England ging, blieb seine Gemahlin mit ihren Kindern im Potsdamer Stadtschlosse. Hier fand Georg am 21. „in großen, altmodischen Zimmern" den Bruder, den General (von Unruh), die Generalin und die Prinzen. „Der Anblick war erschütternd. Am meisten gefaßt fand ich den Prinzen; er war tief bewegt, aber in einer festen, schönen Stimmung. Der General und die Generalin waren noch ganz in alten Täuschungen befangen. Ernst ist noch sehr erschüttert, aber unsre Mitteilungen haben ihn doch beruhigt." Freilich war er in Potsdam „unter lauter Emigranten und Offizieren, deren verbissene Stimmung das Unglücklichste und Nichtsnutzigste von der Welt ist. Natürlich ist Ernsts Lage unter diesen Umständen sehr betrübt; er kann nicht handeln, er muß harren und das edle Gemüt seines Prinzen fortwährend pflegen, daß nicht Haß und Erbitterung die jugendliche Seele verstimmt" (Georg Curtius am 25. März). Von Potsdam aus sah Curtius die Dinge in Berlin, wohin er nur zuweilen auf Stunden kam, immer in einer gewissen Entfernung und doch gewissermaßen von innen heraus. Kein Zweifel, daß sich in den Worten seiner seit dem Mai wieder zahlreichern Briefe auch die Stimmung seiner Umgebung spiegelt, die auf ihn einwirkte; aber auch er hat

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

klärend, beruhigend und ermutigend auf sie gewirkt, trotz aller trüben Erfahrungen niemals Pessimist, trotz aller festen monarchischen Gesinnung niemals Reaktionär. Große Besorgnis flößten ihm die Wahlen zur preußischen Nationalversammlung am 1. Mai ein, da sie auf unbedeutende Leute fielen. Auch vom deutschen Parlament in Frankfurt, das am 18. Mai zusammentrat, erwartete er nicht viel. „Es erscheint mir als frommer Wahn, schrieb er am 2. Mai seinen Eltern, daß durch die Frankfurter Maitage auf einmal ein großes einiges Deutschland zusammengesprochen werden sollte. Wir werden zusammengeschmolzen werden im Kriegstiegel." Das war vierzehn Jahre, bevor Bismarck sein Wort von „Blut und Eisen" sprach. Daß Preußen der „starke, feste Kern" für dieses neue Deutschland sein müsse, das stand ihm unerschütterlich fest, und eben deshalb sah er hoffnungsvoll auf seinen Prinzen. „Mein junger Zögling erfreut mich durch den festen Ernst, mit dem er den Zeiten ins Auge sieht. Er steht auf dem wahrhaft sittlichen Standpunkte, indem er nach Kräften sich tüchtig zu machen sucht für das, was die Zeit verlangt. Was für Geschicke schweben um sein jugendliches Haupt. Von den einen wird er zur Kaiserkrone bestimmt, die andern verstoßen ihn und sein Haus." Solche Besorgnisse waren es, die seine Mutter in diesen bedrängten, unklaren Tagen geneigt machten, auf den Plan einiger Liberalen, den König und seinen Bruder Wilhelm zum Verzicht zu bewegen und sie selbst zunächst zur Regentin für ihren noch unmündigen Sohn Friedrich zu erheben, bis zu einem gewissen Grade einzugehn. Wie vor allem Bismarck durch scharfen Widerspruch die Sache hintertrieb, hat er selbst geschildert (Gedanken und Erinnerungen I, 36 ff.). Aber der Gedanke einer tapfern, selbstbewußten Frau war dieser uns jetzt abenteuerlich erscheinende Plan unzweifelhaft, und als solche erschien sie damals ihrer Umgebung allgemein. „Die Prinzessin, schrieb Georg Curtius am 24. Mai, ist eine bewunderungswürdige Frau, die nie den Mut verliert und den Ereignissen mit einer Sicherheit ins Angesicht schaut, die Erstaunen erregt."

Es war das erste Zeichen der Ermannung, daß der König es wagte, den Prinzen Wilhelm aus England förmlich zurückzurufen. In Magdeburg empfingen ihn am 6. Juni die Seinigen, und alles begrüßte ihn dort mit lebhaften Sympathiekundgebungen. Das wiederholte sich bei seiner Ankunft in Potsdam, und am Abend des 10. Juni erschien eine große Flotte von Booten im Fackelglanz vor Babelsberg, um ihm zu huldigen. „Mein junger Prinz stand selig neben seinem Vater [auf dem Schiffe] und sah mit verklärten Zügen die jubelnde Menge." Die Prinzessin bemerkte auf dem Heimwege zu Curtius, in Erinnerung an die Märztage: „Ist es möglich, diese Kontraste zu fassen?"

Aber in solchen Kontrasten gingen die Dinge zunächst weiter. In der Nacht des 17. Juni führte der wachsende Übermut des Berliner Pöbels zu dem wüsten Zeughaussturm, und am 17. September wurde das aus Schleswig-Holstein heimkehrende erste Bataillon des Kaiser-Alexanderregiments mit Blumen und Hurra begrüßt. Daneben erregte wieder die Unsicherheit der rasch wechselnden Ministerien, die sich mehr als Vertreter der Nationalversammlung denn ihres

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Königs fühlten, schwere Besorgnis. Dazu kam die Aufregung über den unglücklichen Waffenstillstand von Malmö am 26. August, der Preußen doch nur durch die Unmöglichkeit, die dänische Blockade seiner Häfen zu brechen oder länger zu ertragen, abgezwungen worden war. Die Greuel in Frankfurt, die der endlichen Genehmigung des Stillstandes durch das Parlament am 16. September folgten, machten auch auf Curtius einen höchst niederschlagenden Eindruck. „Wie es eigentlich besser werden soll, schreibt er am 27. September, ich begreife es nicht und sehe mit banger Sorge dem Winter entgegen." Die Prinzessin Augusta „ist leider in einer Aufregung und Erbitterung, wie ich sie nie gesehen habe." Aber immer wieder richtete er sich auf, wenn er auf seine nächste Umgebung sah. „Der Prinz von Preußen steht ernst und fest im Hintergrunde und wartet auf seine Zeit, denn am Ende kann doch nur das Schwert den Knoten zerhauen. Mein junger Prinz macht mir Freude durch seinen wachsenden Eifer für alles Gute. Ich habe die Überzeugung, daß er nie etwas Unedles tun wird. Er geht mit Gottvertrauen allem entgegen, was die Zukunft ihm im dunkeln Schoße bereitet" (29. August). Und wieder zu Anfang September: „Die Blicke werden sich wohl mehr und mehr auf ihn richten. Ich erkenne doch, wie ausgezeichnet er in vieler Hinsicht begabt ist, wie rein und edel sein Herz, wie sicher sein Takt ist, wie gut er mit den Menschen umzugehn versteht, ein wie festes Gerechtigkeitsgefühl ihm angeboren ist." Vertieft wurde sein Wesen nicht nur durch die schweren Erfahrungen der Zeit, sondern auch durch die Vorbereitung zur Konfirmation, die am 29. September in Charlottenburg vollzogen wurde. Unmittelbar vor der Einsegnung sagte der Vater zu dem Prinzen: „Mein Sohn, wenn die Stunde kommt, wo du weder aus noch ein weißt, so halte dich an deinen Gott, den du heute bekennst."

Endlich brachten fester Wille und das Schwert die Entscheidung. Am 8. November wurde Graf Brandenburg zum Ministerpräsidenten berufen, am 9. die Nationalversammlung bis zum 27. vertagt und nach Brandenburg verlegt, am 10. rückte General von Wrangel in Berlin ein, am 11. löste er die Bürgergarde auf, am 12. verhängte er das Standrecht über die Hauptstadt, am 5. Dezember oktroyierte der König die neue Verfassung. „Ungeheure Tage, schrieb Curtius am 26. November, einen Tag vor dem Wiederzusammentritt der Nationalversammlung, seinen Eltern, sind wieder über unsre Häupter hinweggegangen, und da ich innerhalb derselben grauen Schloßmauern wohne, die den König umschließen, und da ich in steter persönlicher Berührung mit dem Prinzen von Preußen stehe, dessen starker Wille in diesen Tagen mächtig eingewirkt hat, da ich täglich die bangen Sorgen und Zweifel der Prinzessin teile und mit ihrem Sohne, um dessen Zukunft in diesen Entscheidungsstunden gewürfelt wird, jede Sorge und jede Freude gemeinsam durchlebe, so sind für mich alle Fragen des Tages Herzensangelegenheiten." „Der Prinz von Preußen ist ernst und milde gestimmt; ich möchte, daß viele mit mir Zeuge gewesen wären, wie er Gott gedankt hat, daß in Berlin die Bekämpfung der Anarchie so unblutig hat bewerkstelligt werden können, wie er nichts als Gesetz und Ordnung hergestellt sehen wollte." Eine Erfrischung brachte nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

langer, trüber Zeit um Mitte Dezember eine Reise nach Weimar und Eisenach. Am Weihnachtsabend kehrte die Familie des Prinzen von Preußen wieder nach Berlin zurück und feierte hier in den alten, lieben Räumen des Palais in gewohnter Weise das Christfest. Auch zu den literarischen Teeabenden der Königin wurde Curtius zuweilen zugezogen, und köstlich, der bekannten Bismarckischen Erzählung ebenbürtig ist die Schilderung eines solchen am zweiten Weihnachtsfeiertage 1848, wo A. von Humboldt zum Entsetzen des ganzen Hofes als unaufhaltsamer Vorleser von Chateaubriands Mémoires d'outre tombe alles aufs unbarmherzigste langweilte. Mit tiefempfundner Freude ruhte bei alledem Curtius Blick auf der jugendlichen Gestalt „seines Prinzen." „Ich kann mir nicht anders denken, als daß diese Reinheit und dieser Adel der Gesinnung, diese lautere Frömmigkeit, diese Empfänglichkeit für alles menschlich Schöne und Edle, die große Fassung und Selbstbeherrschung, der sichere und natürliche Takt, der unerschütterliche Gerechtigkeitssinn, die bürgerliche Einfachheit seines Wesens und endlich die schöne Gabe, durch Blick und Wort die Herzen aller guten Menschen zu gewinnen — ich kann mir nicht denken, daß alle diese Gaben nicht dem Volke sollten zum Segen werden, an dessen Spitze ihn das Schicksal berufen. Doch wie es auch kommen mag, ich kann der frohen Überzeugung sein, daß er jedes tränenschwere Mißgeschick, das ihm bestimmt sein mag, schuldlos und mit edler Fassung tragen würde. Es ruht ja auch Deutschlands Schicksal auf dem Haupte dieses Jünglings." Es war ein prophetisches Wort, dessen tragische Erfüllung Curtius noch trauernd erlebt hat.

(Schluß folgt)

Über die Notwendigkeit der Abänderung des Börsengesetzes vom 22. Juni 1896

Von Gustav Fels in Leipzig

Um die Mißstände, die im Börsenhandel hervorgetreten waren, zu beseitigen, hat das Börsengesetz im Paragraphen 48 und in den folgenden eine Reihe einschneidender Bestimmungen getroffen, die seit dem Erlaß des Gesetzes Gegenstand heftiger Angriffe gewesen sind. Hauptsächlich gilt das von dem Börsenregister, in das die sich eintragen lassen müssen, die gültige Börsentermingeschäfte abschließen wollen. Das Börsengesetz beschränkt sich, abgesehen von einzelnen Punkten, im wesentlichen darauf, Auswüchse des Terminhandels zu bekämpfen, und ebenso betrifft der damit in Verbindung stehende Paragraph 764 des Bürgerlichen Gesetzbuchs nur die Zeitgeschäfte, obgleich schon in den Verhandlungen der Börsenenquetekommission im Jahre 1893 mehrfach behauptet worden war, daß das Börsenspiel ebensogut, wie im Terminhandel, in der Form des Kassageschäfts betrieben werden könne. (Bähr, Das Börsenspiel nach den Protokollen der Börsen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG